

Insel Verlag

Leseprobe



Brontë, Anne
Die Herrin von Wildfell Hall

Roman
Aus dem Englischen von Angelika Beck

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3402
978-3-458-35102-3

Anne Brontë, geboren am 17. Januar 1820 in Thornton, ist am 28. Mai 1849 in Scarborough gestorben. Ihre Romane veröffentlichte sie zeitlebens unter dem Pseudonym Acton Bell.

Mit *Die Herrin von Wildfell Hall* stellte Anne Brontë 1848 ein bis dahin tabuisiertes Thema ins Zentrum einer spannenden Handlung: die Unterdrückung der Frau in der Ehe und ihr Anspruch auf Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung.

Helen, die Heldin des Romans, heiratet gegen den Widerstand ihrer Familie den gutaussehenden Arthur Huntingdon. Bald nach der Heirat muß sie jedoch erkennen, daß ihr Gatte ein haltloser Alkoholiker ist, der von seiner Frau Gehorsam und Bescheidenheit erwartet. Nachdem ihre Bemühungen scheitern, den Mann zum Besseren zu ändern, und sie die Demütigungen nicht mehr zu ertragen vermag, zieht sich Helen mit ihrem Sohn auf den halbverfallenen Landsitz Wildfell Hall zurück.

Die Romane der Schwestern Brontë im Insel Verlag: Anne Brontë, *Agnes Grey* (it 1093), *Die Herrin von Wildfell Hall* (it 1547); Charlotte Brontë, *Jane Eyre* (it 813, it 1954, it 3008, it 3403), *Der Professor* (it 1354), *Shirley* (it 1145), *Über die Liebe* (it 1249), *Villette* (it 1447); Emily Brontë, *Die Sturmhöhe* (it 141, it 3139, it 3404, it 3502).

Über Leben und Werk der Schwestern Brontë: Elsemarie Maletzke und Christel Schütz (Hg.), *Die Schwestern Brontë. Leben und Werk in Texten und Bildern* (it 3283); Elsemarie Maletzke, *Das Leben der Brontës* (it 3401).

insel taschenbuch 3402
Anne Brontë
Die Herrin von Wildfell Hall



Anne Brontë
Die Herrin
von Wildfell Hall

Aus dem Englischen
von Angelika Beck

Insel Verlag

insel taschenbuch 3402

Erste Auflage 2008

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1993

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Elke Dörr

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35102-3

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Die Herrin von Wildfell Hall

An J. Halford, Esq.

Lieber Halford,

bei unserer letzten Begegnung hast Du mir einen sehr ausführlichen und interessanten Bericht von den bemerkenswertesten Begebenheiten Deiner Jugend, d. h. der Zeit vor unserer Bekanntschaft, gegeben und mich danach gebeten, Dein Vertrauen auf gleiche Weise zu erwidern. Da ich damals nicht in Erzähllaune war, lehnte ich ab, unter dem Vorwand, ich hätte nichts zu erzählen, und ähnlichen Ausflüchten, die von Dir als völlig unzulänglich angesehen wurden; denn obwohl Du dem Gespräch sofort eine andere Wendung gegeben hast, geschah das doch mit der Miene eines Mannes, der sich zwar nicht beklagt, aber doch tief gekränkt ist, und auf Deinem Gesicht lag ein Schatten, der es bis zum Ende unserer Unterredung verdüsterte und der, soweit ich weiß, noch immer nicht gewichen ist; denn Deine Briefe lassen seither eine etwas gezierte, halb schwermütige Gezwungenheit und Distanz erkennen, die mir sehr zu Herzen ginge, wenn mir mein Gewissen sagte, daß ich sie verdiene.

Schämst Du Dich nicht, alter Junge – in Deinem Alter und angesichts der Tatsache, daß wir uns so lange und so gut kennen und ich Dir schon so viele Beweise von Offenheit und Vertrauen geliefert und Dir Deine im Vergleich dazu recht ausgeprägte Verschlossenheit und Zurückhaltung nie übel genommen habe? Aber das ist vermutlich genau der Punkt: Du bist von Natur aus nicht sehr mittheilhaft und glaubtest, wunder was getan und bei jener denkwürdigen Gelegenheit einen beispiellosen Beweis freundschaftlichen Vertrauens erbracht zu haben, der, wie Du Dir bestimmt geschworen hast, der letzte dieser Art sein soll; und als mindesten Dank für einen so gewaltigen Gunstbeweis hast Du wohl von mir erwartet, daß ich Deinem Bei-

spiel folgen würde, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern.

Nun, ich habe nicht zur Feder gegriffen, um Dir Vorwürfe zu machen oder mich zu verteidigen oder mich für vergangene Sünden zu rechtfertigen, sondern, wenn möglich, sie wiedergutzumachen.

Es ist heute ein nasser, verregneter Tag, die Familie ist ausgegangen, um einen Besuch zu machen, ich sitze allein in meiner Bibliothek und habe einige alte stockfleckige Briefe und Schriftstücke durchgesehen und über vergangene Zeiten nachgesonnen, so daß ich jetzt in der richtigen Gemütsverfassung bin, Dich mit einer altväterlichen Geschichte zu unterhalten; und nachdem ich meine schon ziemlich angeschmorten Füße vom Kamineinsatz genommen, mich zum Tisch umgedreht und die obigen Zeilen an meinen bärbeißigen alten Freund niedergeschrieben habe, will ich ihm in groben Zügen – nein, nicht in groben Zügen, sondern umfassend und wahrheitsgetreu von bestimmten Umständen berichten, die mit dem wichtigsten Ereignis meines Lebens verbunden sind – vor meiner Bekanntschaft mit Jack Halford zumindest; und wenn Du das gelesen hast, magst Du mich der Undankbarkeit oder der eines Freundes unwürdigen Verschlossenheit zeihen, wenn Du kannst.

Ich weiß, daß Du lange Geschichten magst und ein ebenso großer Pedant bist wie meine Großmutter, wenn es um ausführliche Darstellung und weitschweifige Details geht, und so will ich Dich denn auch nicht verschonen: nur meine eigene Geduld und Muße sollen mir Grenzen setzen.

Unter den Briefen und Schriftstücken, die ich ansprach, befindet sich auch ein vergilbtes altes Tagebuch von mir, das ich erwähne, um klarzustellen, daß ich mich nicht ausschließlich auf mein Gedächtnis – so gut es auch ist – verlassen muß; damit Deine Bereitschaft, mir zu glauben, nicht

allzu sehr in Anspruch genommen wird, wenn Du mir durch die kleinsten Einzelheiten meiner Erzählung folgst. So beginne ich also mit Kapitel eins, denn es soll eine Geschichte mit vielen Kapiteln werden.

Eine Entdeckung

Du mußt Dich nun mit mir in den Herbst des Jahres 1827 zurückversetzen.

Mein Vater war, wie Du weißt, eine Art Gutsbesitzer in – shire, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin ging auch ich dieser beschaulichen Beschäftigung nach, nicht gerade sehr gern, denn mein Ehrgeiz wies mir höhere Ziele, und meine Eitelkeit versicherte mir, daß ich mein Talent brachliegen lassen und mein Licht unter den Scheffel stellen würde, wenn ich dieser inneren Stimme nicht Gehör schenkte. Meine Mutter hatte ihr Möglichstes getan, mir einzureden, ich sei zu großen Taten fähig; aber mein Vater, der Ehrgeiz für den sichersten Weg ins Verderben hielt und für den Veränderung nur ein anderes Wort für Untergang war, wollte nichts von irgendwelchen Plänen, meine eigene Lage oder die meiner Mitmenschen zu verbessern, hören. Er versicherte mir, es sei alles Blödsinn, und ermahnte mich bei seinem letzten Atemzug, auf die bewährte Weise weiterzumachen, in seine Fußstapfen und die seines Vaters vor ihm zu treten und meinen hochfliegenden Ehrgeiz aufzugeben, um als ehrlicher Mann durchs Leben zu gehen, weder nach rechts noch nach links zu blicken und die väterlichen Ländereien in mindestens ebenso blühendem Zustand meinen Kindern zu übergeben, wie er sie mir hinterließ.

»Nun gut! Ein ehrenwerter und fleißiger Bauer gehört zu den nützlichsten Mitgliedern der Gesellschaft, und wenn ich meine Fähigkeiten der Bestellung meines Hofes und der Verbesserung der Landwirtschaft im allgemeinen widme, werde ich dadurch nicht nur meinen nächsten Verwandten und Abhängigen sondern in einem gewissen Maße auch der Menschheit insgesamt von Nutzen sein: folglich werde ich nicht umsonst gelebt haben.«

Mit solchen Überlegungen versuchte ich mich zu trösten, als ich eines kalten, feuchten, bewölkten Abends Ende September von den Feldern heimwärts trottete. Doch der Schein eines rotglühenden Feuers durch das Fenster des Salons vermochte meine Stimmung eher aufzuheitern und mir die Undankbarkeit meines Aufbegehrens nachhaltiger vor Augen zu führen als all die klugen Überlegungen und guten Vorsätze, die ich mir abgerungen hatte; denn ich war ja damals noch jung, das darfst Du nicht vergessen – erst vierundzwanzig – und ich hatte mich noch nicht halb so gut im Griff wie heute – wie wenig das auch sein mag.

Allerdings durfte ich in diesen Hafen des Glücks nicht einlaufen, ehe ich nicht meine schmutzigen Stiefel gegen ein Paar Schuhe und meinen groben Überzieher gegen einen ansehnlichen Rock vertauscht und mich ganz allgemein für eine anständige Gesellschaft präsentabel gemacht hatte, denn meine Mutter war bei all ihrer Güte in bestimmten Punkten außerordentlich penibel.

Als ich zu meinem Zimmer hinaufging, begegnete mir auf der Treppe ein aufgewecktes, hübsches, neunzehnjähriges Mädchen von niedlicher, untergesetzter Gestalt, mit einem runden Gesicht, glühenden, frischen Wangen, glänzenden, dichten Locken und lustigen braunen Äuglein. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß es meine Schwester Rose war. Ich weiß, sie ist immer noch eine anmutige ältere Dame und – in *Deinen* Augen – bestimmt nicht weniger liebenswert als an jenem glücklichen Tag, da Du sie zum ersten Mal erblicktest. Damals konnte ich freilich noch nicht wissen, daß sie in wenigen Jahren die Frau eines Mannes werden sollte, der mir zu jenem Zeitpunkt noch völlig unbekannt war, mir später aber sogar ein engerer Freund als sie selbst werden und mir näher stehen sollte als jener ungehobelte siebzehnjährige Bursche, der mir beim Herunterkommen im Hausgang entgegentrat und mich

beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht hätte, und der zur Strafe für seine Unverschämtheit einen krachenden Schlag auf den Kopf erhielt, welcher jedoch von der Züchtigung keinen ernsthaften Schaden davontrug, da er nicht nur ungewöhnlich dickschädelig, sondern zudem noch von einem dichten Schopf roter Locken geschützt war, die meine Mutter kastanienbraun nannte.

Als wir den Salon betraten, sahen wir diese ehrenwerte Dame in einem Lehnstuhl neben dem Kamin sitzen und an ihrem Strickzeug arbeiten, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie nichts anderes zu tun hatte. Sie hatte den Kaminrost gekehrt und zu unserem Empfang ein hell loderndes Feuer entfacht; der Diener hatte eben das Tee-Tablett heringebracht; und Rose holte gerade die Zuckerschale und den Teekessel aus der Kredenz des schwarzen Eichen-schranks, der in dem anheimelnden Dämmerchein des Salons wie poliertes Ebenholz glänzte.

»Nun! Hier sind ja die beiden«, rief meine Mutter, wobei sie sich zu uns umdrehte, ohne die Bewegung ihrer flinken Finger und funkelnden Nadeln zu verlangsamen. »Macht jetzt die Tür zu und kommt her ans Feuer, bis Rose mit dem Tee fertig ist; ihr seid bestimmt schon halb verhungert – und erzählt mir, wo ihr den ganzen Tag lang gewesen seid. Ich erfahre gern, was meine Kinder so alles getrieben haben.«

»Ich habe das graue Fohlen zugeritten – keine leichte Aufgabe, wahrlich – das Pflügen des letzten Weizenstoppelfelds beaufsichtigt – denn der Ackerknecht ist zu dumm, um selbst die Aufsicht zu übernehmen – und ich habe einen Plan zur umfassenden und wirksamen Entwässerung der niedrig gelegenen Wiesen ausgeführt.«

»Das ist ganz mein tüchtiger Junge! Und Fergus, was hast du gemacht?«

»Dachse gejagt.«

Und im folgenden berichtete er uns eingehend von sei-

nem Zeitvertreib und dem Heldenmut, den sowohl der Dachs als auch die Hunde an den Tag gelegt hatten; meine Mutter tat so, als höre sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und betrachtete seine vor Eifer glühende Miene mit einem Maß an mütterlicher Bewunderung, das mir für den Gegenstand derselben reichlich unangemessen schien.

»Es ist Zeit, daß du irgend etwas anderes tust, Fergus«, sagte ich, sobald mir eine kurze Unterbrechung in seiner Schilderung die Möglichkeit bot, zu Wort zu kommen.

»Was kann ich denn schon tun?« erwiderte er. »Mutter will mich nicht zur See fahren oder in die Armee eintreten lassen; und ich bin fest entschlossen, nichts anderes zu tun – außer mich euch allen zu einer solchen Plage zu machen, daß ihr noch einmal dankbar seid, wenn ihr mich je loswerdet, egal wie.«

Unsere Mutter streichelte ihm besänftigend die störrischen kurzen Locken. Er maulte und versuchte, ein mürrisches Gesicht zu machen, und dann nahmen wir alle auf Roses dreimal wiederholte Aufforderung hin unsere Plätze bei Tisch ein.

»Trinkt jetzt euren Tee«, sagte sie, »und ich will euch gleich erzählen, was *ich* gemacht habe. Ich war zu Besuch bei den Wilsons; und es ist *ewig* schade, daß du nicht mitgekommen bist, Gilbert, denn Eliza Millward war dort!«

»Na schön! Was ist mit ihr?«

»O nichts! – Ich will ja nicht von ihr erzählen; nur daß sie ein nettes, amüsanter kleines Ding ist, wenn sie fröhlicher Laune ist, und ich hätte nichts dagegen, sie –«

»Pst, pst, mein Kind! Dein Bruder hat keine derartige Absicht!« flüsterte meine Mutter angelegentlich und hob den Zeigefinger.

»Also«, begann Rose von neuem, »ich wollte euch gerade eine wichtige Neuigkeit erzählen, die ich dort erfuhr – seither platze ich fast vor Ungeduld, sie loszuwerden. Wie ihr

wißt, wurde vor einem Monat berichtet, daß irgend jemand Wildfell Hall übernehmen wolle – und – was glaubt ihr wohl? Seit über einer Woche ist es tatsächlich bewohnt! – Und wir haben noch gar nichts davon gewußt!«

»Ausgeschlossen!« rief meine Mutter.

»Lachhaft!!!« kreischte Fergus.

»Doch! – Und zwar von einer alleinstehenden Dame!«

»Du lieber Himmel, mein Kind, das Anwesen ist ja ganz verfallen!«

»Sie hat zwei oder drei Zimmer bewohnbar machen lassen; und dort lebt sie, ganz allein – abgesehen von einer alten Frau, die sie als Dienerin hat!«

»Ach du meine Güte! Das verdirbt die Sache – ich hatte gehofft, sie wäre eine Hexe«, bemerkte Fergus, während er sich sein fingerdickes Stück Butterbrot schnitt.

»Unsinn, Fergus! Aber ist es nicht merkwürdig, Mama?«

»Merkwürdig! Ich kann es kaum glauben.«

»Aber du kannst es ruhig glauben, denn Jane Wilson hat sie gesehen. Sie ging mit ihrer Mutter hin, die natürlich, als sie von einer Fremden in der Nachbarschaft hörte, ganz kribbelig war, sie zu sehen und alles, was sie konnte, aus ihr herauszubekommen. Sie nennt sich Mrs. Graham und sie trägt Trauer – keine Witwentracht, sondern leichte Trauerkleidung – und sie ist noch ganz jung, heißt es – nicht älter als fünf- oder sechsundzwanzig – aber so reserviert! Sie versuchten alles Erdenkliche, um herauszufinden, wer sie ist, und woher sie kommt, und alles über sie, doch weder Mrs. Wilson mit ihren ausdauernden und dreisten, treffsicheren Attacken noch Miss Wilson mit ihrem geschickten Manövrieren gelang es, ihr auch nur eine einzige befriedigende Antwort oder zufällige Bemerkung zu entlocken oder ein Wort zu ergattern, das geeignet gewesen wäre, ihre Neugier zu stillen oder den schwächsten Lichtstrahl auf ihre Geschichte, Lebensumstände oder gesellschaftlichen Bezie-

hungen zu werfen. Zudem war sie nicht besonders höflich zu ihnen und sagte offensichtlich lieber ›Adieu‹ als ›Guten Tag‹. Aber Eliza Millward meint, ihr Vater wolle ihr bald seine Aufwartung machen, um ihr etwas geistlichen Beistand anzubieten, den sie, wie er fürchte, nötig habe, da sie sich am Sonntag nicht in der Kirche blicken ließ, obwohl sie, wie man weiß, schon Anfang letzter Woche in diese Gegend gekommen ist; und sie – das heißt Eliza – wird ihn bitten, ihn begleiten zu dürfen, und ist sicher, daß *sie* es schaffen wird, etwas aus ihr herauszubringen – du weißt ja, Gilbert, *sie* bringt alles fertig. Und wir sollten in nächster Zeit dort einen Besuch abstatten, Mama; das gehört sich schließlich so.«

»Natürlich, mein Kind. Die Ärmste! Wie einsam sie sich fühlen muß!«

»Und beeilt euch, wenn ich bitten darf; und vergesst nicht, mir zu berichten, wieviel Zucker sie in ihren Tee tut, und welche Art von Hauben und Schürzen sie trägt, und all das; denn ich weiß gar nicht, wie ich bis dahin leben soll«, sagte Fergus mit großem Ernst.

Aber wenn er bezweckte, daß diese Äußerung als ungeheuer geistreicher Einfall willkommen geheißen würde, hatte er sich geirrt, denn niemand lachte. Ihn allerdings konnte das nicht besonders aus der Fassung bringen, denn als er ein Stück von seinem Butterbrot abgebissen hatte und gerade einen Schluck Tee trinken wollte, übermannte ihn die Situationskomik mit solch unwiderstehlicher Macht, daß er vom Tisch aufspringen und prustend und würgend aus dem Zimmer stürzen mußte; und kurz darauf hörte man ihn in einem fürchterlichen Lachanfall im Garten herumtoben.

Was mich anging, so begnügte ich mich damit, schweigend Tee, Speck und Toast zu vertilgen, während meine Mutter und meine Schwester ihre Unterhaltung fortsetzten

und weiter die offensichtlichen oder nicht offensichtlichen Umstände und die wahrscheinliche oder nicht wahrscheinliche Lebensgeschichte der geheimnisvollen Dame erörterten; aber ich muß gestehen, daß ich nach dem Mißgeschick meines Bruders ein- oder zweimal die Tasse an meine Lippen führte und sie wieder absetzte, ohne daß ich gewagt hätte, von ihrem Inhalt zu kosten, stand doch zu befürchten, daß ich meine Würde durch einen ähnlichen Ausbruch verletzte.

Am nächsten Tag beeilten sich meine Mutter und Rose, der schönen Einsiedlerin einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, und kamen nur wenig klüger zurück, als sie aufgebrochen waren, obwohl meine Mutter erklärte, sie bereue den Ausflug nicht, denn wenn sie schon nicht viel davon profitiert hatte, so bildete sie sich doch ein, einiges vermittelt zu haben, und das war ohnehin besser: sie hatte einige nützliche Ratschläge erteilt, die, wie sie hoffte, nicht verworfen werden würden, denn Mrs. Graham sagte zwar zu allem nur wenig und machte den Eindruck, ziemlich von sich eingenommen zu sein, schien aber nicht unfähig zu tieferem Nachdenken, obwohl sie nicht wisse, wo sie ihr Leben zugebracht hatte, das arme Ding, denn sie verriet eine beklagenswerte Ahnungslosigkeit in gewissen Punkten, und hatte nicht einmal soviel Einsicht, sich derselben zu schämen.

»In welchen Punkten, Mutter?« fragte ich.

»In Haushaltsangelegenheiten, und all den kleinen Kochkünsten und anderen Dingen, mit denen jede Dame vertraut sein sollte, ob sie nun von ihrem Wissen praktischen Gebrauch machen muß oder nicht. Ich gab ihr jedoch ein paar nützliche Hinweise und etliche ausgezeichnete Rezepte, deren Wert sie augenscheinlich nicht zu würdigen verstand, denn sie bat, ich solle mich nicht bemühen, da sie so bescheiden und ruhig lebe, daß sie sicher sei, niemals davon Gebrauch zu machen. ›Das macht nichts, meine Liebe«, sagte

ich, ›das ist etwas, was jede anständige Frau wissen sollte; und nebenbei bemerkt, auch wenn Sie jetzt allein sind, werden Sie es doch nicht immer sein; Sie waren verheiratet und werden wahrscheinlich – ich möchte wohl behaupten, fast sicher – wieder heiraten.« ›Sie irren sich, Madam«, sagte sie beinahe hochmütig, ›das wird bestimmt nie wieder der Fall sein.« Aber ich sagte ihr, *ich* wisse es besser.«

»Vermutlich irgendeine romantische junge Witwe«, sagte ich, »die hierher gekommen ist, um ihre Tage in Einsamkeit zu beschließen und im Verborgenen um den teuren Toten zu trauern – aber das wird nicht lange dauern.«

»Das glaube ich auch nicht«, bemerkte Rose, »denn sie schien nach allem nicht *sehr* verzweifelt; und sie ist ausnehmend hübsch – vielmehr schön – du mußt sie sehen, Gilbert; du wirst sie eine makellose Schönheit nennen, obgleich du wohl kaum behaupten könntest, eine Ähnlichkeit zwischen ihr und Eliza Millward zu entdecken.«

»Nun, ich kann mir viele Gesichter vorstellen, die schöner sind als Elizas, wenn auch nicht bezaubernder. Ich gebe ja zu, sie darf kaum Anspruch auf Vollkommenheit erheben; aber ich bleibe dabei, sie wäre weniger interessant, wenn sie makelloser wäre.«

»Und so ziehst du also ihre Mängel der Makellosigkeit anderer Leute vor?«

»Ganz recht – wenn Mutter nichts dagegen hat.«

»Ach, mein lieber Gilbert, was redest du da für einen Unsinn! Ich weiß, du meinst es nicht so; es kommt ja gar nicht in Frage«, sagte meine Mutter, indem sie aufstand und geschäftig aus dem Zimmer ging, unter dem Vorwand, im Haus zu tun zu haben, bloß um der Widerrede auszuweichen, die mir auf der Zunge lag.

Danach beehrte mich Rose mit weiteren Einzelheiten über Mrs. Graham. Ihre äußere Erscheinung, ihre Umgangsformen, ihre Kleidung und sogar die Einrichtung des

Zimmers, das sie bewohnte – all das wurde mir eingehender und genauer geschildert, als es mich interessierte; aber da ich kein sehr aufmerksamer Zuhörer war, hätte ich die Beschreibung beim besten Willen nicht wiederholen können.

Der nächste Tag war ein Samstag; und am Sonntag fragte sich jedermann, ob sich die schöne Unbekannte nun die Vorhaltungen des Pfarrers zu Herzen nehmen und zur Kirche kommen würde oder nicht. Ich gestehe, ich schaute selbst mit einigem Interesse zu dem alten Familiengestühl, das zu Wildfell Hall gehörte, wo die verschossenen roten Kissen und Decken so viele Jahre lang nicht mehr gebügelt und erneuert worden waren, und die grimmigen Wappenbilder mit ihren kümmerlichen Bordüren aus verschlissenen schwarzen Tuch so streng von der Wand herabschauten.

Und dort erblickte ich eine große, damenhaftige Gestalt, ganz in Schwarz gehüllt. Ihr Gesicht war mir zugewandt, und in ihm lag etwas, das, nachdem ich es einmal gesehen hatte, mich einlud, erneut hinzusehen. Ihr Haar war rabenschwarz und fiel in langen glänzenden Locken herab, eine Haartracht, die damals ziemlich ungewöhnlich, aber dennoch anmutig und kleidsam war; ihr Teint war hell und blaß; ihre Augen konnte ich nicht sehen, denn da sie auf ihr Gesangbuch gerichtet waren, wurden sie von den niedergeschlagenen Lidern und langen schwarzen Wimpern verborgen, aber die Brauen darüber waren ausdrucksvoll und schön geschwungen; ihre Stirn war hoch und durchgeistigt, ihre Nase vollendet gebogen und die Gesichtszüge insgesamt waren makellos – nur wirkten ihre Wangen und Augen etwas eingefallen, und die Lippen waren, obzwar schön geformt, eine Spur zu schmal, ein wenig zu fest zusammengepreßt und hatten etwas, das, so schien mir, von einem nicht sehr sanften und liebenswürdigen Wesen zeugte; und ich sagte zu mir: